

## Kapitel 4

Robert LeVoq sprach gerade in seine Gegensprechanlage – die Füße auf dem Tisch, einen Block voller geometrischer Kritzeleien vor sich. Er war etwa Mitte Dreißig, also in meinem Alter. Das braune, locker gefönte Haar und das pockennarbige Gesicht, das an ein Streifenhörnchen erinnerte, vermittelten den Eindruck jungenhaften Charmes. Er trug einen gewagten hellen Anzug, gemusterte Socken in den gleichen Tönen und eine große, sportliche Uhr. In seinen dicht beieinander stehenden Augen glomm ein durchtriebener Funke.

»Marty, Marty! Aber nein!« bellte er die Gegensprechanlage an. Er winkte mich in das Büro, warf zunächst einen Blick auf meine Brüste, dann auf meine Beine, dann auf mein Haar und nickte schließlich wohlwollend: eine süße kleine Blondine. (Wenn er mich einstellte, würde er bald merken, daß er sich getäuscht hatte.) »Wir können diese Sache jederzeit weiterverfolgen!«

Eine jüdisch klingende Stimme mit New Yorker Akzent knackte aus dem Lautsprecher zurück: »Aber Bobby, welchen verdammt Unterschied soll das denn noch machen? Wenn du es jetzt erledigen kannst, wirst du es auch im nächsten Monat können! *Wenn* du es jetzt erledigen kannst!«

»Wenn!« ›Bobby‹ lachte, ein rollendes Glucksen, das wie einstudiert klang. »Sag deinem Klienten, daß er den Maserati genießen soll, solange er ihn sich noch leisten kann, Kumpel! Und vergiß die Verlängerung!« LeVoq blinzelte mir zu, als ich mich ihm gegenüber setzte. »Du mußt es mal so sehen, Marty – deiner Frau wird es in Italien sicher besser gefallen, wenn sie alleine fährt!« Er drückte auf einen Knopf und beendete damit das Gespräch. »Wir machen schließlich auch keine Ferien, nicht wahr?«

Keine Ferien? Ich hoffte, daß er Witze machte. »Ich bin Willa Jansson. Mr. Mott hat mich geschickt.«

Er schüttelte mir die Hand, hielt sie einen Augenblick zu lang fest und warf erneut einen Blick auf meine Brüste. »BobLeVoq! Setzen Sie sich. Jackie«, sagte er zu der geklonten Lauren Hutton, »warte ein Minütchen!«

Während LeVoq die auf seinem Schreibtisch verstreuten Aktenordner zu einem Stapel aufschichtete, sah ich mich um. Das Büro war fast genauso groß wie das von Mott. Es war in Creme, Schwarz und Rot gehalten, wobei abstrakte Skulpturen weiblicher Torsos mit breiten Hüften einen besonderen Akzent setzten. Auch von hier aus konnte man den Coit Tower sehen.

LeVoq reichte Jaclyn den Aktenstapel. »Sei so nett und gib die an Melinda weiter! Und sag ihr, daß wir bei der Transport-Trust-Geschichte noch lange nicht in Verzug sind.«

Jaclyn nahm den Stapel. Ein leichtes Stirnrunzeln zeigte sich auf ihrem ebenmäßigen Gesicht. LeVoq gluckste erneut vor sich hin. Als Jaclyn sich zum Gehen wandte, beugte er sich über seinen Schreibtisch und streckte den Arm aus, als ob er ihr den Hintern tätscheln wollte. Im letzten Augenblick schnippte er statt dessen eine zerknüllte Papierkugel vom Tisch. Und lachte.

»Soooo.« Seine Stimme nahm einen geschäftsmäßigen Ton an. »Erzählen Sie mir von Ihrem letzten Fall.«

Verdammt. »Ich habe einen Jungen verteidigt, der den Wehrdienst verweigert hat.«

Auf LeVoqs pausbäckigem Gesicht spiegelte sich weder Billigung noch Mißbilligung. Statt dessen schien er ganz wild darauf zu sein, mit mir über den Fall zu diskutieren. »Worauf baute Ihre Verteidigungsstrategie auf?«

»Ob eine Wehrdienstverweigerung durch moralische Einwände gerechtfertigt wird –«

»Gesetzlich gerechtfertigt? Das Gesetz sieht eindeutig vor, daß männliche Personen im Alter von achtzehn Jahren den Wehrdienst beginnen müssen! Punkt!« Seine Stimme dröhnte, seine Hand fuhr durch die Luft: Jetzt lief er eindeutig zu seiner Anwalts-Hochform auf. »Wer seinen Wehrdienst verweigert, verletzt eindeutig das Gesetz!«

»Das Gesetz sieht individuelle Gewissensentscheidungen nicht vor, das stimmt – aber die Geschworenen tun es, zumindest manchmal.«

LeVoq lachte. Er genoß diese Diskussion eindeutig mehr als ich. »Sie wollen also sagen, die rechtlichen Fakten standen gegen Sie? Aber Sie haben trotzdem weitergemacht?« Er beugte sich vor, wobei er die Arme auf einem Stapel Akten kreuzte. »Wissen Sie, Willa, ich sage meinen Leuten immer: Zur Hölle mit dem rechtlichen Sachverhalt! Wenn die Fakten gegen dich sprechen, zieh das Gesetz in Zweifel. Wenn das Gesetz gegen dich spricht, zieh die Fakten in Zweifel! Wer hat den Vorsitz geführt?«

»Richter Rondi.« Ich versuchte, ein Schaudern zu unterdrücken.

LeVoq gluckste. Scheinbar hatte auch er schon einmal mit dem alten Faschisten zu tun gehabt. »Oh, gut. Es sollte eigentlich keine Rolle spielen, wer die Verhandlung führt! Was wichtig ist –« Er blickte über meine Schulter, ein verschlagenes, fast geringschätziges Glitzern in den Augen. »Melinda! Darf ich dir Willa vorstellen!«

Ich drehte mich um. Eine große Frau in einem schwarzblauen Kostüm stand an LeVoqs Bürotür. Ihr braunes Haar war zu einem schulterlangen Bubikopf geschnitten, und sie trug – wie ich – kein Make-up. Sie schien eine intelligente, humorvolle Frau zu sein. Um ihren Mund – mit beträchtlichem Überbiß – zeigten sich jede Menge Lachfältchen. Aber im Augenblick zog sie ihre Augenbrauen zusammen, und ihr Kiefer arbeitete. »Hast du *irgend etwas* wegen Transport Trust unternommen?«

»Komm heute abend wieder. Dann überlegen wir uns was«, antwortete er munter.

Melinda wog den schweren Aktenstapel in ihrer Hand. »Ein sechzigseitiges Beweispapier, ein Antrag auf Einsicht derjenigen Unterlagen, mit deren Hilfe man Transport hochgehen lassen könnte, und nur *ein* Tag, um den Antrag abzulehnen.«

Mit der anderen Hand schlug sie auf die Akten. »Ich bitte dich seit Monaten, mir diesen Fall zu übergeben! Was hast du eigentlich davon, das Ganze in einen Papierkrieg zu verwandeln? Ich dachte, du wolltest Marty anrufen und ihn darauf ansetzen.«

»Er hat mich gerade um Verlängerung gebeten.« Wieder trat dieser verschlagene Ausdruck in LeVoqs Blick. »Ich dachte mir, zur Hölle, wenn *er* nicht fertig ist –! Dann sind wir doch im Vorteil! Wir werden die Sache schon rechtzeitig schaukeln, keine Sorge!«

»Wir? Was machst *du* denn heute abend, Bob?«

Er lächelte liebenswürdig. »Du kannst mich zu Hause erreichen, wenn du irgendwelche Fragen hast.«

Unattraktive rote Flecken bildeten sich auf ihrem Gesicht. Ihr Mund bewegte sich lautlos. Wenn ich ihre Lippen richtig las, erteilte sie sich selbst einen – angesichts der Situation völlig berechtigten – Tadel.

»Komm schon, sag Willa guten Tag!« schlug LeVoq gutgelaunt vor. Wenn er ihren stummen Fluch mitbekommen hatte, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken.

Die Frau blickte zu mir hinüber. »Ein Vorstellungsgespräch?«

»Ja.«

»Nun, ich hoffe inständig, daß sie Sie einstellen!« explodierte sie. »Wir brauchen wirklich dringend neue Leute!«

## Kapitel 5

»Sie« entpuppten sich als zwei komplette Etagen in einem Hochhaus in Los Angeles – hundert Anwälte und ihre Mitarbeiter – die im allgemeinen nur als das »kalifornische Büro« bezeichnet wurden.

Während des Studiums hatten meine Kommilitonen immer über ganztägige Vorstellungsgespräche außerhalb der Stadt gestöhnt. Dabei beschlich mich regelmäßig ein Gefühl selbstgefälliger Überlegenheit: Ich hatte vom ersten Tage an gewußt, daß ich für Julian Warneke arbeiten würde. Julian hatte meine Eltern verteidigt, als sie in einen Militärstützpunkt eingedrungen waren, um die Raketenspitzen der Cruise Missiles mit einem Vorschlaghammer zu zerstören, und als sie den Haupteingang zu Dow Chemical besetzt hatten, um gegen deren Produktion von Napalm zu protestieren, und als sie das Unterlassungsurteil für Streikposten von Firmen mißachtet hatten, denen sie noch nicht einmal angehörten. Julian hatte meine Eltern so häufig verteidigt – oder besser gesagt: in ihrem Namen eine politische Show abgezogen –, daß er so etwas wie ein Onkel ehrenhalber für mich wurde.

Während meines Studiums hatte ich mitbekommen, wie Studenten kratzige Anzüge oder Kostüme anlegten und über ihren Lebensläufen brüteten, und immer hatte ich Erleichterung und sogar (wie ich zugeben muß) leichte Verachtung für sie empfunden. Und jetzt war ich an der Reihe, den ganzen Tag zu lächeln wie bei einem Schönheitswettbewerb, mich den hochmütigen Fragen meiner Gesprächspartner zu stellen, die nur dazu dienten, mich als Dummchen zu entlarven (wie es sämtliche Fragen über die Artikel 7 und 9 des Uniform Commercial Code getan hätten), mich erklären zu lassen, warum ich erst im fortgeschrittenen Alter von dreiunddreißig meinen Abschluß gemacht hatte (ohne die Jahre zu erwähnen, die ich in Mokassins und mit Blumen im Haar umhergezogen war) und vor allem mich die Speichelleckerin spielen zu lassen, nur damit ich ans große Geld kam.

Ich hatte das Gefühl, mich langsam als Republikanerin zu entpuppen.

Am Ende des Tages wurde ich in einen Club eingeladen, der wie die Imitation eines römischen Tempels aussah und sich L.A. Athletic nannte. Begleitet wurde ich von vier Männern und einer Frau. Zwei der Männer sahen wie Bob LeVoq aus, nein, eigentlich sahen sie den Anwälten aus den Vorabendserien sogar noch ähnlicher als ihm. Sie protzten damit, daß sich in ihrer Anwaltslounge zwei Skilanglaufmaschinen befanden (Parris, Black im Stockwerk darunter hatten nur eine). Die beiden älteren Partner sahen etwas bodenständiger aus. Einer von ihnen, ein Mann mittleren Alters in roter Weste, erzählte mir von der Kanzlei in San Francisco, während die anderen voller Enthusiasmus über die Weinkarte diskutierten.

»Die Mehrheit der Fälle, die wir in San Francisco behandeln, stammen von der California Bank and Trust. Wir stellen ihnen im Jahr zirka – hmm – anderthalb oder zwei Millionen in Rechnung. Die Bank beklagt sich natürlich immer, aber sie wissen, daß wir es wert sind.« Er warf Milward Wie-auch-immer, dem ältesten Partner am Tisch, einen Blick zu.

Milward nippte an seinem Wasser (mit Eis und einem Limonenstück) und lächelte hölzern.

Die Frau, die links von mir saß, war locker in ungefähr hundert Quadratmeter Rohseide gehüllt (meinem Eindruck nach würde die wollverarbeitende Industrie pleite gehen, wenn sie sich auf Frauen aus L.A. verließ) und leckte etwas Salz von ihrem Margaritaglas ab. »Wie ich gehört habe, hat CBT einen besonders wichtigen Fall gerade Millet, Wray and Weissei übertragen.«

Jonathan Rotweste sah verärgert aus. »Wir befassen uns ja auch nicht mit *all* ihren Fällen – aber wir bekommen die meisten. Crosby hat mir gestern einen Fall übertragen, bei dem es um einen Inkassobescheid über mehrere Millionen Dollar geht. Man kann also mit Fug und Recht annehmen«

– seine Stimme nahm einen sarkastischen Ton an –, »daß die Bank mit Bobs Arbeit zufrieden ist!«

Die Frau studierte ihre Karte. »*Hannah* ist ganz bestimmt zufrieden mit Bobs ... ›Arbeit‹.«

Einer der Lounge-Skifahrer kicherte.

Jonathan wog sein Buttermesser in der Hand, als ob er gegen die Versuchung ankämpfte, es ihr entgegenzuschleudern. »Bob ist ein *Regenmacher*! So jemanden brauchen wir einfach in unserer Kanzlei!« Er warf mir einen Blick zu. »Wir möchten, daß unsere Mitarbeiter in San Francisco sich auf den Kundenservice konzentrieren! Man erwartet von Ihnen, daß Sie unsere Kunden aktiv hofieren

– Sie wissen schon, individuelle Verhandlungsvorbereitung, Klientenseminare, Geschäftsessen, solche Dinge.«

»Oh, natürlich«, stimmte ich begeistert zu und fand die Idee abscheulich. Dann hatte ich, weil alle mich weiter ansahen, das Gefühl, stärkeres Interesse heucheln zu müssen. »Ist Mr. LeVoq eigentlich der einzige Partner in der Zweigstelle in San Francisco?«

Einen Augenblick lang gab niemand eine Antwort. Die in Seide gehüllte Frau starrte Milward mit unverhohlener Neugier ins Gesicht.

Und Milward, scheinbar der Stammesälteste, antwortete: »Außer Bill Mott? Im Augenblick noch – ja!« Er sah sich am Tisch um, sein Blick duldete keinen Widerspruch. Die Skiläufer und die Frau tauschten vielsagende Blicke. Ruhig wandte sich Milward wieder der Speisekarte zu.

Jonathan nickte zufrieden und fuhr fort: »Wir haben hier in S.F. einige gute Leute. Bob kommt von Boalt, Melinda von Georgetown, Aasgar ist hier aus der Gegend – University College Los Angeles, und dann noch die beiden neuen Leute.«

»Harvard und Columbia«, fügte die Frau hinzu.

Ohne mich anzusehen, fragte Milward: »Und wo kommen Sie her?«